

FAY WELDON
Memoiren eines Teufelsweibes

Buch

»Was früher war, ist endlich verdaut und aus dem Weg geräumt. Von nun an werde ich schreiben und dem Leben eine geringere Rolle zuteilen.« Mit diesen Worten enden Fay Weldon ebenso vergnügliche wie tiefsinnige Memoiren. Sie ist auf dem Weg zur Entbindungsstation, um ihr zweites Kind zur Welt zu bringen. Auf dem Weg steckt sie noch schnell ihr erstes Fernseh-Script in den Briefkasten. Und aus Franklin Birkinshaw, alias Fay Davies, alias Mrs.

Bateman wird jetzt endlich die berühmte Autorin Fay Weldon. Es war ein langer Weg bis dahin, der nicht nur von Neuseeland nach England führt, sondern auch ein gutes Dutzend Jobs und zwei Ehen umfasst. Fay Weldon verschmerzt frühes Leid wegen ihres männlichen Vornamens Franklin, verdaut die Trennung ihrer Eltern und übersteht den jahrelangen Überlebenskampf mit Mutter und Schwester im England der Nachkriegszeit. Sie erfährt am eigenen Leib, was es in den 1950er Jahren heißt, ledige Mutter zu sein. Und sie wird von ihrem ersten Ehemann ermuntert, sich anderen Männern anzubieten, bevor sie sich endlich als erfolgreiche Werbetexterin emanzipieren kann. Ein aufregendes Leben, klug, leicht und pointiert erzählt, wie es wohl nur Fay Weldon kann.

Autorin

Fay Weldon, geboren 1933 in Alvechurch, Worcestershire, wuchs in Neuseeland auf, kehrte dann aber wieder nach England zurück und lebt heute mit ihrem Mann in Hampstead. Sie arbeitete als Werbetexterin, studierte Psychologie und Wirtschaftswissenschaften. Mit dreißig veröffentlichte sie ihr erstes Buch. Ihr Roman »Die Teufelin« wurde mit Meryl Streep verfilmt. Die Autorin ist Mitglied der Royal Society of Literature.

Von Fay Weldon außerdem bei Goldmann lieferbar:

Die Bulgari Connection. Roman (43541)

Fay Weldon

Memoiren
eines
Teufelsweibes

Aus dem Englischen
von Sabine Hedinger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Auto da Fay« bei Flamingo, London.

Die Übersetzerin dankt Christiane Bergfeld für die Übertragung folgender Gedichtfragmente: »Helen of Troy« von Walter de la Mare, »Peace« von Henry Vaughan, »The Poet to His Wife« von Jane Birkinshaw Morris und Christa Schuenke für die Übertragung des Fragments aus Robert Herricks »Upon Julia's Clothes«. Mirko Bonné hat John Keats »Ode an eine Nachtigall« und »La Belle Dame Sans Merci« übersetzt und dem Projekt Gutenberg zur Verfügung gestellt.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

I. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2006
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2002
by Fay Weldon
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum
KC · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-46273-8
ISBN-13: 978-3-442-46273-5
www.goldmann-verlag.de

Vor-Name

Ich wünsche mir ein Jüngstes Gericht, bei dem alle Erzählstränge unseres Lebens fein säuberlich gebündelt, alle Rätsel erklärt und die Bedeutung von Ereignissen offen gelegt werden. Und ich denke mir, dass wir uns deshalb der Dichtung zuwenden, weil ein solches Ereignis ja doch nie eintreten wird, während die gedruckte Seite uns zumindest Anfang, Mitte und Schluss zu bieten hat, so dass wir die Moral von der Geschichte erkennen können. Das wirkliche Leben verläuft sich ja im Entropischen – in lauter ungelösten Fragen, im Kummer über das, was wir hätten sein sollen und können, wenn gewisse Dinge sich nur ein klein wenig anders entwickelt hätten. Und doch war das gelebte Leben vermutlich das beste aller möglichen: selbst aus der Sicht eines Außenstehenden besser, als man hätte erwarten können.

Dies ist ein Versuch, ein wirkliches Leben, mein eigenes, zu erzählen und das Muster darin zu erkennen. Vervollständigen lässt sich das Muster zwar eigentlich erst nach dem Tod, wenn die Autobiografie abrupt in eine Biografie umschlägt, aber ich will es doch versuchen, so weit und so gut ich kann.

Die meisten Lebensläufe scheinen nach dem Schema abzulaufen, dass nichts und wieder nichts und rein gar nichts passiert, bis die Ereignisse sich plötzlich überschlagen. Da

schwimmt man mal eben aufs Meer hinaus, schaukelt sanft im Ausläufer einer Welle, alles scheint ruhig, aber derweil steigt unter einem das Wasser, unaufhaltsam, und auf einmal ist man selbst die Welle, die sich bricht und zerschellt und in einen Mahlstrom gesogen wird – und dann ist alles wieder ruhig.

Nach den ersten drei Monaten im Mutterleib, einer Zeit, in der mit Sicherheit nichts und wieder nichts und rein gar nichts passierte, in der nur eine allgemeine, alles durchdringende warme Öde herrschte, veranlasste ein Erdbeben im neuseeländischen Napier meine Mutter Margaret, mit meiner zwei Jahre alten Schwester Jane auf dem Arm aus dem Haus zu stürzen. Man schrieb das Jahr 1931. Meine Mutter war dreiundzwanzig. Unser Haus hielt dem Beben stand, aber das Gymnasium gegenüber und das Krankenhaus in derselben Straße, beide aus Backstein und nicht wie in Neuseeland üblich aus Holz gebaut, stürzten ein. Alles andere zerknickte wie Streichhölzer. Auf der Suche nach meinem Vater, einem der wenigen Ärzte in der Stadt, lief meine Mutter an der Schule vorbei, wo sie Arme und Beine aus dem Schutt herausragen sah. Aber was kann man für andere tun, wenn man selbst ein kleines Kind in den Armen hält? Alles rannte durcheinander, nach hier und nach da: Noch immer bebte, verschob sich die Erde. Lief man der Gefahr nun entgegen oder davon? Wer konnte das schon mit Sicherheit wissen? Und dennoch rannte man weiter.

An jenem Tag schoss das ganze Wasser aus dem Hafen von Napier heraus und kam nicht wieder zurück: Die Stadt musste völlig neu aufgebaut werden, und so entstand das Art-Déco-Juwel, das sie heute ist.

Dr. Frank Birkinshaw, mein Vater, war so sehr mit den Verletzten beschäftigt, dass er keine Zeit fand, sich um seine junge Frau zu kümmern. Er war ein äußerst charmanter Mann, hoch gewachsen, gut gebaut, mit blauen Augen, abenteuerlustig und impulsiv – und damals Mitte Dreißig. Margaret war klein, dunkelhaarig, akkurat und sehr, sehr hübsch, mit hohen Wangenknochen, großen braunen Augen und einem sanften Gemüt. Die Birkinshaws waren erst kürzlich aus England eingewandert. Er stammte aus Nordengland, war mit sechzehn zur Armee gegangen, aus den Schützengräben als Kriegsinvalide entlassen worden und hatte es trotz allerlei Widrigkeiten geschafft, ein Medizinstudium erfolgreich abzuschließen. Sie war eine Bohémienne aus dem milderen Süden, eine Intellektuelle von Geburt, Erziehung und Temperament, ihr Vater Romancier, die Mutter Musikerin. Margaret hatte Umgang mit Evelyn Waugh und seinem Freundeskreis gepflegt; sie fühlte sich auf literarischen Soireen und in mondänen Nachtclubs heimisch, nicht aber in diesem rauen Land der Pioniere. Doch sie war auch klug, resolut und zäh, und da sie meinen Vater nicht finden konnte, hinterließ sie eine Nachricht für ihn. Bei Anbruch der Dunkelheit hatte sie mit Jane in der Zeltstadt Zuflucht gefunden, die in diesen Stunden auf den Hügeln über Napier entstand. Die Stadt selbst war unbewohnbar.

Nie zuvor seien ihr die Sterne so hell erschienen, erzählte meine Mutter: Als wollte die Natur ihre ganze Schönheit entfalten, um das Schreckliche, das sie soeben angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Die Läuse, fügte sie hinzu, hätten sich mächtig getummelt. Auch von anderen habe ich diese beiden Kommentare über die Zeltstadt gehört: das Leuchten der Sterne und das muntere Treiben der Läuse. Und dabei lächelten sie und wollten anscheinend lieber nicht ins Detail gehen. Vielleicht herrschte da ja auch

in anderer Hinsicht ein munteres Treiben; verwunderlich wäre das nicht: Gewöhnlich reagiert man aufs Sterben mit der Erschaffung neuen Lebens; die üblichen Hemmungen eines Kleinstadtlebens waren jäh und auf dramatische Weise aufgehoben.

Ein Schaf-Farmer und seine Frau, dankbare Patienten meines Vaters, retteten meine Mutter aus dem provisorischen Zelt und brachten sie mitsamt der kleinen Jane in ihre Heimstatt, wo man, wie meine Mutter sagte, morgens, mittags und abends Hammelfleisch auftischte. Sie half auf der Farm und kochte und aß das Hammelfleisch voller Dankbarkeit. Diese Gabe werde ich wohl von ihr geerbt haben: ohne groß zu murren das zu tun, was die Situation gerade erfordert.

Obwohl die Erde nach dem ersten Beben noch wochenlang rumorte und zitterte, wurden die Mahlzeiten nach wie vor im Kochhaus mit dem hohen Ziegelschornstein serviert. Meine Mutter lebte in der ständigen Angst, dass er einstürzen und alle darinnen erschlagen würde, aber niemand wollte auf sie hören. Man hielt das schlicht für Panikmache. Natürlich sollte meine Mutter Recht behalten. Es gab noch einen schweren Erdstoß. »Ich habe das Zittern unter meinen Füßen gespürt, habe Jane aus ihrem Bettchen auf der Veranda gerissen und bin ins Freie gerannt, aber dann wurde ich von irgendetwas zu Boden geschleudert, einer Art Welle aus trockener Erde. Ich sah, wie die Hecke erst in eine, dann in die andere Richtung zuckte. Und dann sah ich, wie der Schornstein ins Kochhaus stürzte und es niederriss. Ich hatte von Anfang an gewusst, dass das passieren würde. Ich hatte es kommen sehen.« Zufälligerweise – oder auch nicht – war das Mittagessen Minuten vorher beendet worden, und so fand niemand den Tod, aber eine Zeit lang musste man die Mahlzeiten jetzt im Freien einnehmen.

Ich habe nicht die prophetische Gabe meiner Mutter geerbt: Ja, mit dem Alter weiß man vielleicht allmählich, was als Nächstes geschieht, aber das kann man der Erfahrung zurechnen, dafür braucht man keinen sechsten Sinn. Diese Gabe macht keineswegs glücklich, sie kann einen sogar behindern: So hat meine Mutter nie Autofahren gelernt, weil sie sich immer ausmalte, welche Unfälle sie hinter der nächsten Bergkuppe erwarten mochten. Mein Vater war da ganz anders, allzu selbstgewiss, er sah die Freuden des Hier und Jetzt und scherte sich nicht um die Zukunft. In dieser Hinsicht schlage ich eher nach ihm. Meine Mutter hat immer prophezeit, dass uns dies beide einmal in Schwierigkeiten bringen würde, und damit Recht behalten.

Drei Monate lang gab es keinerlei Lebenszeichen von Frank. Meine Mutter machte sich Sorgen. Er wusste nicht, wo sie war. Nach so einem Erdbeben brach natürlich die gesamte Infrastruktur zusammen; eine Zeit lang gab es kein funktionierendes Telefonnetz, keine Post – doch binnen drei Monaten hätte es ihm doch gewiss möglich sein müssen, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen? Aber vielleicht hatte ihn die Erde beim zweiten großen Stoß verschlungen? Vielleicht war er mit einer anderen Frau durchgebrannt? Es waren ja ständig irgendwelche Frauen hinter ihm her. Vielleicht hatte er sein Gedächtnis verloren und wusste nicht mehr, dass er verheiratet war? Oder vielleicht waren Männer einfach so? Sie hatte keine Freundinnen in ihrem Alter, denen sie sich anvertrauen konnte. Die Birkinshaws waren noch nicht lange in Napier; meine Mutter war zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich an die Umgangsformen der Pioniere zu gewöhnen, um Freundschaften zu schließen. In London hinterließen Besucher ihre Visitenkarten auf dem Garderobentischchen in der Diele – solche Möbelstücke galten hier als eher unnötiger Luxus.

Sie musste der Wahrheit ins Auge sehen: Mutterseelenallein und mittellos war sie auf der falschen Seite der Erdkugel gelandet, ohne Vergangenheit und Zukunft, auf schwankendem Boden und mit zwei Kindern, eines geboren, das andere im Bauch, und niemandem außer ihr, der sich um die beiden kümmerte. Ausgerechnet jetzt, in anderen Umständen, war sie auf den Zuspruch fremder Menschen angewiesen. Aber wenn ich erst einmal auf der Welt war, würde sie sich schon irgendwie nach London durchschlagen. Es hatte ja auch Vorteile, keinen Ehemann zu haben – wenigstens konnte sie so selbst Entscheidungen treffen. In der Zwischenzeit tat sie gut daran, sich mit Küchenarbeit nützlich zu machen und den Mund zu halten, etwa als ihre Gastgeber sich anschickten, den Schornstein des Kochhauses an der alten Stelle wieder aufzubauen. Es ziemte sich nicht für »Homies«, Einwanderer aus dem Mutterland, die Nase hoch zu tragen oder Ratschläge zu erteilen.

Sie bereitete den Hammeleintopf für das Gesinde zu. »Das Fleisch von den Sehnen befreien und in Würfel schneiden, in Rinderschmalz – besser als in Hammelfett – anbräunen, Zwiebeln und Mohrrüben hinzufügen, dünsten, bis es anfängt zu zerfallen, mit Mehl andicken und servieren.« Sie lernte, den Tassenkuchen zu backen, der mich durch meine Kindheit begleitete. Man nehme ein Ei, wiege es und füge das gleiche Gewicht jeweils in Zucker und Butter sowie eine Tasse Wasser oder Milch und eine Tasse Mehl hinzu und schließe den Backofen sacht, ohne einen Knall, denn sonst fällt der Kuchen ein. Auch was man ihr jetzt, siebzig Jahre später, jeden Abend in ihrem Seniorenheim serviert, ist nach diesem praktischen Grundrezept gebacken. Manchmal sind zur Abwechslung Sultaninen drin, manchmal nicht. Sie sieht ihren Kuchen an und schüttelt den Kopf. Wie kann etwas, das so locker sein sollte, nur so fest geraten?

Natürlich schrieb sie dann nach Hause, obwohl es ihren Stolz verletzte. Sie hatte mit neunzehn geheiratet, trotz eindringlicher Warnungen. Ein Brief konnte nicht schneller ankommen als das Schiff, das ihn transportierte: fünf, sechs Wochen bis London – über Panama oder Suez – und die gleiche Zeit für eine Antwort, aber was, falls Frank in der Zwischenzeit auftauchte? Ihre Eltern würden Geld schicken, sofern sie es sich leisten konnten, aber wenn nicht, würde sie die beiden nur noch zusätzlich belasten. Denn daheim in London war auch die Familie Jepson auseinander gebrochen, und das ganz ohne Erdbeben oder höchstens durch ein seelisches.

Ihr Vater Edgar hatte im Alter von neunundsechzig Jahren seine Geliebte Lois geschwängert. Ihre Mutter Frieda war unter dem Druck der dramatischen Ereignisse aus dem ehelichen Heim zu ihrer verwitweten Mutter Mary Francis Holmes nach San Francisco geflüchtet. Frieda, mittlerweile Anfang Fünfzig, verfügte über kein eigenes Einkommen; sie lebte auf Kosten ihrer Mutter und von dem, was Edgar erübrigen konnte. Viel wird es nicht gewesen sein. Edgar war ein sehr produktiver Schriftsteller: Insgesamt hat er dreiundsiebzig Romane verfasst – leichte, aber populäre Kost: *Lady Noggs Assists*, *The Reluctant Footman*, *The Cuirass of Diamonds* usw. –, aber so sehr er sich auch abmühte, das Alter forderte allmählich doch seinen Tribut, der Publikumsgeschmack änderte sich, und unter der damaligen Wirtschaftskrise hatten alle zu leiden. Jetzt musste er tun, was sich gehörte, und Lois heiraten und noch ein Kind ernähren.

Auch von der einst so geliebten älteren Schwester, an der meine Mutter als Kind so sehr gehangen hatte, konnte sie keinerlei finanzielle oder moralische Unterstützung erwarten. Faith war »wahnsinnig« und saß in der Irrenanstalt,

wo sie den Rest ihres kurzen Lebens verbringen sollte. Lediglich Margarets großer Bruder Selwyn, ein junger Mann von Welt, der mit seinen Artikeln und Kurzgeschichten bereits gut verdiente, verfügte über die nötigen Mittel, um Hilfe anbieten zu können. Die große Frage war, ob er das auch tun würde. Er war strikt gegen Margarets Heirat mit Frank gewesen und hielt sich an das Motto: Wie man sich bettet, so liegt man.

Ich habe eine Foto von Selwyn aus dieser Zeit. Ein Rauchkringel steigt aus einer eleganten elfenbeinernen Zigarettenspitze. Trotz seiner jungen Jahre wirkt er nicht wie jemand, dem man mit einem Erdbeben als Ausrede für persönliches Unvermögen kommen kann. Im Zweiten Weltkrieg sollte er Major in der Special Operations Executive – SOE – werden. Seine Aufgabe war es unter anderem, Geheimagenten anzuwerben und in den recht wahrscheinlichen Tod im besetzten Frankreich zu schicken. Was er da erlebt hat, ließ ihn weicher werden, glaube ich – jedenfalls zeigte er sich danach von einer freundlichen, zuvorkommenden Seite und wurde uns eine große Hilfe, bis meine Mutter sich mit ihm über einem Prinzip zerstritt. Damals jedenfalls beschloss sie, Edgar zu schreiben.

Kaum hatte sie das getan, kam natürlich prompt ein Brief von Frank mit der Post. Es tat ihm ja so Leid – er hatte sich nach Arbeit umgesehen und nicht schreiben mögen, bevor es nichts Positives zu berichten gab. Und jetzt war es so weit. Anfang der dreißiger Jahre hatte die Depression Neuseeland schwer getroffen, von der Massenarbeitslosigkeit blieben selbst Akademiker nicht verschont. Aber nun hatte er endlich eine Assistenzarztstelle gefunden, im Krankenhaus von Palmerson North, einer Stadt weiter im Binnenland. Allerdings nur eine Stelle mit Logis, ohne Unterbringungsmöglichkeiten für Verheiratete. Deshalb hatte

er vortäuschen müssen, dass er ledig sei. Doch für Margaret und Jane hatte er schon Quartier in einer nahe gelegenen Pension gefunden.

Meine arme Mutter: Da kam sie nun vom Regen in die Traufe. Ihren Mann hatte sie zwar wieder, zumindest wenn er sich unbemerkt aus der Klinik schleichen konnte, und er tat ihr ja auch gut, wenn er da war, aber das reichte nicht. Sie war einsam, verstört und unruhig, weil ich viel strampelte, konnte nachts nicht schlafen wegen der Züge, die damals mitten durch die Stadt ratterten, oder weil Jane weinte, dazu litt sie unter dem Argwohn der Pensionswirtin, was ihren Lebenswandel betraf. In dieser Situation traf Edgars Antwortbrief ein; er enthielt die Aufforderung, umgehend heimzukehren, sowie das nötige Geld für die Fahrkarte. Und so nahm meine Mutter das nächste Schiff zurück nach England.

Sie blieb nicht in London, denn mittlerweile hatte Lois in Margarets Elternhaus den Platz als Edgars rechtmäßige Gattin eingenommen, und aus Loyalität ihrer Mutter gegenüber mochte sie dort nicht wohnen. Es hätte Frieda zu sehr verletzt, wenn sie davon erfahren hätte, was gar nicht zu verhindern gewesen wäre. Franks Eltern Herbert und Isabel Birkinshaw, die damals in Barnt Green bei Birmingham wohnten, boten ihr das passende Ausweichquartier, und so geschah es, dass ich am 22. September 1931 in der Entbindungsklinik von Alvechurch, einem Nest in Worcestershire, geboren wurde, statt wie allgemein erwartet im neuseeländischen Napier.

Franklin Fay

Bevor mir auch nur ein Name gegeben wurde, hatte Edgar schon mein Horoskop erstellt. Ich sollte ihn nie kennen lernen, und er sah mich auch nur ein paarmal gleich nach meiner Geburt. Er war Balliol-Absolvent, Humanist, Sammler chinesischer Antiquitäten, eine Art Dandy – sehr gepflegt, klein von Statur und ein Frauenschwarm, wie die gängige Schönfärberei lautete. Wie viele Intellektuelle jener Zeit interessierte er sich außerordentlich für das Okkulte – eine Mode, eine Gewohnheit oder auch ein Fluch, losgetreten durch Annie Besant und die Theosophen –, das sich schlangenartig durch die Kabbala und den Satanskult wand und bei Aleister Crowley – der Nummer 666 und dem Tier – endete, mit dem die Bewegung an ihren eigenen Exzessen zugrunde ging.

Edgar war gut Freund mit Arthur Machen, einem Verfasser von Spukgeschichten, und wie W. B. Yeats und Crowley Mitglied des Ordens der Goldenen Dämmerung, einer Geheimgesellschaft, die sich der Kabbala verschrieben hatte. Aber ich glaube nicht, dass Edgar mit Leib und Seele dabei war. In seiner Autobiographie (*Memories of a Victorian*, 1933 geschrieben und seiner »Frau« gewidmet, womit er – arme Frieda! – Lois gemeint haben muss) klagt er allerdings darüber, dass »sich in diesen verkommenen, finsternen Zeiten nur wenige darum scheren, was in den Sternen steht«, und schätzt sich glücklich, im Zeichen der Waage geboren zu sein – »denn die Waagen haben feines Haar und nicht so struppige Bärte wie viele andere Kinder des Universums und können eine klarere Prosa schreiben«.

Ich wurde nachmittags um halb sechs geboren, als die Sonne gerade aus der Jungfrau in die Waage übergang, und man hoffte, dass auch ich die Gabe der klaren Prosa besäße, obwohl laut Edgar die Konstellation der Gestirne dafür nur eine geringe Chance bot. Auf jeden Fall habe ich feines Haar, das sich mit den Jahren als sehr widerspenstig und kostspielig erweisen sollte.

In die praktische Astrologie wurde mein Großvater übrigens von Arthur Machen eingeführt. Edgar unterrichtete meine Mutter darin, die ihr Wissen wiederum an Jane weitergab; Jane allerdings mochte mir nichts davon beibringen. Aber meine Mutter hatte Astrologie zum Selbststudium auf dem Bücherregal stehen, mit knallgelbem Schutzumschlag, neben *The Cloud of Unknowing* und *The Writings of St. Teresa of Avila*, und ich habe noch deutlich vor Augen, wie ich an einem sonnigen Tag als Zwölfjährige auf dem Rasen der Christchurch Girls' Highschool sitze, mit den Ephemeriden, in denen die Planetenstände notiert sind, und ein paar leeren Vordrucken, um das Horoskop einer Schulfreundin zu erstellen. Ein paar Horoskope habe ich noch für andere Mitschülerinnen gezeichnet, aber dann gab ich die Sache wieder auf. Selbst wenn die Charaktereigenschaften meiner Versuchspersonen ganz gut getroffen waren – wozu sollte das gut sein, wenn sie ohnehin in Fleisch und Blut neben mir saßen? Und die Beschäftigung mit Horoskopen – oder dem Handlinienlesen, noch so eine Partynummer – hinterließ in mir ein seltsames, unbehagliches Gefühl der Distanz und Passivität: als ob man (ein Bild unserer Tage) zu viele Schmerztabletten gegen Zahnweh einnimmt und sich damit einen Leberschaden zuzieht. Anders ausgedrückt, ich bekam allmählich »Mordschiss« – wie wir es als Kinder ausdrückten, aber diese Bezeichnung traf es genau: die übliche Strafe dafür, dass man sich mit dem Okkulten einlässt, und ein untrügliches Zei-

chen, dass man damit aufhören sollte. Ich sehe mir niemals Horrorfilme an, wenn ich allein zu Hause bin. Kaum denkt man an den Teufel, schon steht er einem ins Haus; am besten, man ignoriert ihn einfach.

Damals las ich Machens Roman *The Hill of Dreams*, und noch heute kann ich diesen Gefühlston heraufbeschwören, die Beschreibung der Aura des Bösen, die eines Abends über eine englische Landschaft einfällt, wo einst eine römische Festung Schauplatz schrecklicher Massaker war. Der Roman erschien 1907, ein Jahr nach Kiplings gesammelten Geschichten und Gedichten *Puck of Pook's Hill*. Das Thema ist eigentlich das Gleiche, aber bei Machen waren nur Übel und Schrecken, wo Kipling das Gute und die menschliche Fähigkeit zur Erneuerung sah. Mir wäre die umgekehrte Reihenfolge lieber: Es tut nicht gut, wenn das Böse das letzte Wort behält.

Meine Schwester Jane hatte von Arthur Machen einen »Segen«, der eingerahmt an der Wand hing, bis meine Mutter ihn abnahm. Sie mochte ihn nie. Der Spruch, den Jane zur Taufe bekommen hatte, stand mitten auf einem Blatt Pergamentpapier, es war ein Text in winzigen Schriftzeichen und in einer Sprache, die niemand kannte. Vermutlich hatte ich Glück, dass ich nicht auch einen bekam.

In Abwesenheit meines Vaters nannte meine Mutter mich Franklin. Der Standesbeamte schrieb »männlich« in die dafür vorgesehene Spalte und musste dies dann wieder austreichen und durch »weiblich« ersetzen. Später tat mir das selbst Leid; nach der ersten Tochter hatten meine Eltern sich offenbar einen Jungen gewünscht, aber zu ihrer Enttäuschung kam ich. Meine Mutter – der in Barnt Green wohl die Decke auf den Kopf gefallen war – hatte

sich mit Zahlenmystik befasst, einer Methode, durch die Beziehung von Namen zu Zahlen die Zukunft vorherzusagen, während sie auf die Geburt wartete. Franklin Birkinshaw, so entdeckte sie, »kam genauso heraus« wie William Shakespeare. Dass ich wieder ein Mädchen war, erwischte sie kalt. Aber der Name Franklin stand unter einem überaus günstigen Vorzeichen. Und war »-lin« nicht eine weibliche Verkleinerungsform, und hieß mein Vater nicht Frank? Franklin kam ihr – und wie sie hoffte, auch anderen – höchst einleuchtend vor.

Aber ach, dem war nicht so, und für meinen Vater zweifellos am wenigsten, als sie ihm das Neugeborene zum ersten Mal zeigte. Es würde die Leute zu sehr verwirren, meinte er und konnte gleich den Standesbeamten als Zeugen anführen. Also ging sie mit der Zeit dazu über, mich Fay zu nennen – hoffentlich nicht nach Fay Wray, der kreischenden Heldin zahlloser Gruselfilme, aber man kann ja nie wissen. Denn wenn doch – oder gerade deshalb –, wuchs ich zu einem sonnigen Kind heran, obwohl es in meinem Leben an King Kongs beileibe nicht mangelte. Von Amts wegen blieb mir der Name Franklin erhalten, während man mich in der Schule Fay rief. Aber in der Stadtbücherei von Christchurch hieß ich nur Franklin. Da konnte ich betteln, so viel ich wollte – Fay wurde nicht anerkannt. Jedes Mal, wenn ich ein Buch auslieh, musste ich mit meinem vollen Namen Franklin Birkinshaw unterschreiben, während die Beryls und Dulbies, die Meryls und Aprils herüberschielten und die Bibliothekarinnen den Kopf schüttelten und sich genüsslich darüber ausließen, was ich wohl für Eltern haben müsste. So lernte ich ihn also früh kennen, den Zustand der Ambivalenz. Ich lieb mir Bücher als Franklin aus und las sie als Fay.

Namen sind bedeutungsvoll. Die literarische Laufbahn konnte ich erst einschlagen, als ich einen Weldon an die Fay anhängte. Andere Namen hatten mich auf Umwege geführt, was teils amüsant, teils aber auch beängstigend gewesen war. Weldon war der Name, der am besten passte. Mit den Jahren dehnt er sich natürlich. Heute Morgen habe ich ein Dokument mit dem Namen Fay Franklin Weldon Fox unterschrieben. Zu jeder Namensänderung gehört eine Schicksalswende. Trotzdem habe ich mich nie mit der Zahlenmystik anfreunden können. Eine Wende sollte man auf keinen Fall per se als magisch betrachten, sondern höchstens als Chance, sein Selbstbild zu verändern. Aber als Babys sind wir natürlich hilflos, abhängig von den Erwartungen unserer Mütter, und in meinem Fall waren die womöglich zu hoch.

Edgar und Selwyn, Vater und Bruder, wollten Margaret nicht wieder nach Neuseeland reisen lassen. Es war zu weit weg, am Ende der Welt: Das Leben hatte es dort nicht gut mit ihr gemeint. Wenn sie zu Frank zurückkehrte, würde sie sich dann je wieder die Heimfahrt leisten können? Ihr Mann schaffte es ja kaum, ihr ein Dach über dem Kopf zu bieten. Natürlich hatten die beiden völlig Recht. Im März 1938, kurz vor seinem Tod, schreibt Edgar ein paar Zeilen an Frieda in Kalifornien. Er ist umgezogen, um nicht mehr die Treppe steigen zu müssen, und möchte ihr seine neue Adresse mitteilen. »Sonst gibt es nichts Neues«, fährt er fort. »Margaret scheint in Neuseeland festzusitzen; ich wünschte, dem wäre nicht so ...« Er hofft, dass Frieda nicht mehr so schnell schwindlig wird. »Vielleicht hilft der Frühling.« Und dann: »Ich habe ein paar Stichblätter an einen Nordamerikaner verkauft und schicke dir den Scheck. Kauf dir dafür ein Frühjahrskleid.« Der Brief endet mit: »Alles Liebe, E.« Ein anrührendes Dokument. Er würde mehr für sie tun, wenn er nur könnte,

liest man zwischen den Zeilen, und vielleicht liebt er sie auch noch, nur dass Lois mit ihrer Schwangerschaft dazwischen gekommen ist. In dem Nachruf, den der *Telegraph* ihm schrieb und den ich irgendwann im zweiten Band seiner Autobiografie *Memories of an Edwardian* fand, heißt es: »Er war ein echter Künstler mit einer bemerkenswerten Persönlichkeit und zählte praktisch all die Literaten zu seinen Freunden, die es im letzten halben Jahrhundert zu Rang und Namen gebracht haben.« Meine Mutter weinte, als die Nachricht von seinem Tod uns in Christchurch erreichte, und Jane und ich weinten mit, obwohl wir nicht wussten, was wir verloren hatten.

1931 jedenfalls ließ sich meine Mutter nicht vom Familienrat erweichen. Es war ihre Pflicht, zu ihrem Mann zurückzukehren, sie hatte es ihm versprochen, und außerdem liebte sie ihn. »Du kannst dir ja gar nicht vorstellen«, sagte sie einmal zu mir, »wie viel Frohsinn dein Vater früher verbreitet hat. Wie hell es wurde, schon wenn er zur Tür hereinkam.«

Sie habe dem neuen Land noch keine faire Chance eingeräumt, sagte sie zu Edgar und Selwyn. Neuseeland eigne sich besser, um Kinder großzuziehen, als das neblige, verqualmte London. Und außerdem hatte sich so manches verändert. Ihr Vater, alt genug, um Urgroßvater, nicht Vater eines Neugeborenen zu sein, lebte mit einer Frau zusammen, die nicht ihre Mutter war. Die guten Zeiten waren vorbei. Und als Margaret an Bord ging, auf den Dampfer, der sie zu ihrem glücklosen Ehemann zurückbringen sollte, an einer Hand die kleine Jane und mich – fünf Wochen alt – fest im anderen Arm, während beflissene Träger sich mit Koffern und Kisten abschleppten, dürfte sie schon eine gewisse Erleichterung verspürt haben. Zumindest würde sie nicht mehr mit ansehen müs-

sen, was die »freie Liebe« und die »Lebenskraft« ihrer Familie im Lauf von zwei Generationen zugefügt hatte und wie das Haus in der Adelaide Road Nummer 120 zu einem bloßen Schatten seiner selbst verkommen war, statt wie einst vor Witz, Energie und Kreativität, Musik und Gelächter zu vibrieren.

Das Haus, das einmal war

Das Haus in der Adelaide Road war ja bereits Schauplatz schrecklicher Dinge geworden. Vorsicht lag weder den Jepsens noch den Holmes' im Blut. Wo es Engel gibt, da sind auch Teufel, und manchmal wohnen sie in ein und demselben Menschen. Zeitweise hatte Edgar Lois im Haus gegenüber untergebracht und dann Frieda einmal mitten in der Nacht holen lassen, damit sie ihrer Nebenbuhlerin bei deren Fehlgeburt beistand. Heutzutage dürfte man wohl kaum eine Frau finden, die sich so etwas gefallen lässt, aber damals waren die Frauen hilfloser, und außerdem diente das Dogma der »freien Liebe« den Bohémiens vielfach als Vorwand für die rücksichtslose Durchsetzung ihrer Interessen. Im Namen der freien Liebe ließ meine siebzehn Jahre alte Tante Faith sich vom Bruder ihrer Mutter verführen und ihr Leben zerstören, seines veränderte sich dadurch anscheinend nicht. Männer sind große Theoretiker, und wenn sie Ziele verfolgen, die in ihren Augen als edel gelten, auch wenn sie das eigentlich nicht sind, tut keine Frau gut daran, sich in der Hinsicht vereinnahmen zu lassen. Eine Familie kann unter Be-

schuss, ihr Zusammenhalt ins Wanken geraten, und auch wenn sich dann scheinbar alles wieder einrenkt, geht es nicht lange gut. Beim nächsten kleinen Schubs bricht das Konstrukt zusammen.

Doch solange es stand, gab es sich als Trutzburg. Häuser haben ihre Glanzzeit, genau wie Menschen, und für Nummer 120 in der Adelaide Road währte sie zwanzig Jahre, von 1910 bis 1930. In den guten alten Zeiten pflegte Edgar in seinem Studierzimmer zu schreiben, während Frieda Klavier spielte, die Nanny auf die drei Kinder aufpasste und die Köchin und das Dienstmädchen, die in diesen Zeiten des Überflusses im Souterrain wohnten, sich um alles Übrige kümmerten. Es galt, literarische Gesellschaften zu geben und zu besuchen, Nachtclubs zu frequentieren; die Unterhaltungen drehten sich um Themen wie Sozialismus, freie Liebe, Eugenik und die Ideen der Fabier. Das sporadische Haushaltseinkommen hing vollkommen von Edgars Schreibtalent ab. Die Teppiche mochten nur bis zum ersten Treppenabsatz reichen, der Reispudding von gestern in der Suppe von heute auftauchen (eine von Friedas Angewohnheiten, über die meine Mutter sich beklagte), aber es war gemütlich, man machte Konversation und war guter Dinge. Auch wenn Edgar einmal nach Joseph Conrads Vorbild die Tischgespräche unterbinden wollte – es blieb bei dem Versuch. »Joseph Conrad war ein sehr übellauniger Mensch«, sagte Frieda, »und er konnte seine Kinder nicht ausstehen. Er behauptete, sie hätten ihn um den Verstand gebracht. Auch Edgar konnte launisch und schwierig sein, aber wenigstens hatte er seine Kinder gern, und wenn es sich ergab, hörte er sich auch gern an, was sie zu sagen hatten.«

Das Haus hatte allein zwölf Schlafzimmer, und jedes Kind konnte sich ein eigenes aussuchen. Alle waren unbeheizt

und jeweils mit Bett, Läufer, Spiegel und Kleiderschrank eingerichtet, aber damit hatte es sich auch schon, so dass es ziemlich egal war, in welchem man nun schlief. Sie zogen jede Nacht um, weil sich kein Zimmer übergangen und gekränkt fühlen sollte.

In den vier Jahren des Ersten Weltkriegs mussten die Londoner hungern und frieren, während sie von deutschen Zeppelinbombardieren bombardiert wurden; auf einmal war es vorbei mit der Köchin und dem Dienstmädchen. Beide kündigten, um kriegswichtige Arbeit zu leisten, die besser bezahlt wurde als Hausarbeit. »Kein Wunder«, sagte meine Mutter. »Sie wohnten bei ihrer Herrschaft, hatten bloß einen freien Nachmittag in der Woche und mussten sich Tag und Nacht für uns bereithalten.« Frieda übernahm das Putzen und Kochen, Edgars Leben verlief ungestört und unbeschwert weiter. In seinen 1937 erschienenen *Memories of an Edwardian* brachte er es tatsächlich fertig, über jene Zeit zu schreiben: »Alle hatten immer nur den Krieg im Kopf, doch der Alltag eines Zivilisten jenseits des wehrfähigen Alters wurde davon kaum beeinträchtigt. Zum Frühstück standen für mich Eier und Speck auf dem Tisch, zum Abendessen bekam ich anstandslos und pünktlich Rind- oder Hammelfleisch serviert. Ich schrieb mein Tagespensum und fuhr dann in die Londoner City, wo ich Bridge im Omega oder Poker im Savage spielte.« Doch es dauerte nicht lange, und man verpflichtete ihn gemeinsam mit seinem Freund, dem Dichter Walter de la Mare, zur Arbeit im Ernährungsministerium. Walter wurde mit der Zuckerrationierung betraut, und Edgar produzierte das Kochbuch *Kulinarisch den Krieg gewinnen* und ein bemerkenswertes Werbeplakat, auf dem ein Brotlaib mit dem schlichten Slogan zu sehen war: *Esst weniger Brot!*